



Die Marquise.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Lieber Constantin,“ entgegnete die Marquise, „ich darf und kann Sie nicht anhören. Schweigen Sie! Schweigen Sie!“

„Und warum soll ich schweigen?“

„Sie fragen noch?“

„Sie sind die Erste, die ich liebe. Bewundert habe ich schon oft, aber geliebt nur Sie.“

„Kind!“

„Sie verschmähen mich . . . Ich bin nichts, ich habe keinen Titel, keinen Rang mehr; aber einen Namen kann ich mir schaffen. Lieben Sie mich, und ich werde den bleichen jungen Mann, der morgen nach Italien aufbricht, ersuchen, mich mit sich zu nehmen.“

„Was sagen Sie? Sie wollen uns verlassen?“

„Ja, ich reise fort, mit oder ohne Ihre Liebe. Komme ich nicht zurück, so freuen Sie sich, denn ich werde rühmlich sterben; komme ich aber wieder, so lieben Sie mich, lieben Sie mich! Geben Sie mir Ihr Taschentuch!“

„Was thun Sie?“

„Ich behalte es — da auf meinem Herzen . . . Ich werde es Ihnen zurückbringen, gefärbt mit meinem Blute . . . Wo soll ich verwundet werden?“

„Constantin, Sie machen mich unglücklich!“ sagte die Marquise, indem sie mit beiden Händen den Kopf des liebe-glühenden Mannes zu ihren Füßen erfaßte: „Nein, nein, ich liebe Sie nicht . . . Aber — da kommt Ihr Vater! Beruhigen Sie sich, fassen Sie Muth.“

„Mein Vater?“ entgegnete Constantin; „desto besser; er wird mich anhören.“

Als der Herzog nahe gekommen war, stand Constantin auf, begrüßte ihn achtungsvoll und sagte ziemlich ruhig zu ihm:

„Ich freue mich, daß die Frau Marquise gegenwärtig ist. Sie wird hören, was ich Ihnen zu sagen habe, Vater, und Sie brauchen ihr die peinliche vertrauliche Mittheilung nicht zu überbringen.“

„Welche peinliche, vertrauliche Mittheilung, lieber Constantin? Könnten die unangenehmen Dinge nicht bis morgen aufgeschoben werden? Heute ist Hochzeitstag. Hast Du nicht daran gedacht?“

„Ich kann Mademoiselle Amaranthe, die Tochter der Frau Marquise, nicht heirathen.“

„Du kannst nicht . . . ? Ich habe wohl falsch gehört.“

„Nein, Sie haben nicht falsch gehört.“

„Und warum kannst Du sie nicht heirathen?“

„Ich liebe sie nicht.“

„Ist sie nicht schön genug, lieber Constantin?“ fragte der Herzog mit übertriebener Ironie, da er ja in Gegenwart derjenigen sprach, deren Tochter man zurückwies. „Sehr wenige Männer in Frankreich werden Deiner Ansicht sein, und die Meinung Aller, die meinige inbegriffen, hat doch wohl eben so viel zu bedeuten, als die Deinige, wenn Du mir diese Bemerkung erlauben willst. Welcher Edelmann würde sich nicht beeilen, sein Vermögen, seinen Titel, seinen Namen diesem reizenden Mädchen zu Füßen zu legen? Sie ist schön, von altem Adel, gebildet, was verlangst Du mehr? Von welcher andern erwartest Du das eheliche Glück? Glaubst Du, daß eine so schöne Gelegenheit sich zwei Mal im Leben darbietet? Das glaube nicht. Ich bin vielleicht das einzige Beispiel von einem Manne, der sich mit der Dame verheirathet, die er sich ein Mal entgegen zu lassen das Unglück hatte. Ein solches Beispiel wiederholt sich nicht.“

„Ich bedauere, nicht an Ihrem Plage zu sein, Vater, um auch das Recht zu haben, die achtbare junge Dame so warm zu vertheidigen.“

Der Herzog wurde durch diese Worte seines Sohnes erst darauf aufmerksam, daß er vielleicht zu leidenschaftlich die Tochter der Marquise vertheidigt habe.

„Aber,“ fuhr er würdevoller fort, „was wirst Du der jungen Dame sagen, damit sie Deine Weigerung begreife? daß sie dieselbe verzeihe, wage ich nicht zu hoffen.“

„Ich reise ab; das ist meine Antwort.“

„Du willst nicht hier bleiben?“

„Nein, Vater, ich reise fort, und dieser Entschluß wird Sie in den Stand setzen, meine Verlegenheit, mein Bedauern, meinen Schmerz zu würdigen.“

Der Herzog stand auf.

„So handelt ein ächter Edelmann nicht. Du wirst nicht reisen, Du wirst bleiben und das Fräulein heirathen, verstehst Du? Ihre Mutter hat mein Wort.“

„Aber Vater . . .“

„Du gehorchst.“

„Ich werde nicht gehorchen.“

Nach diesen schrecklichen Worten entfernte sich Constantin mit raschen Schritten und ließ den Herzog und die Marquise in der äußersten Bestürzung zurück. Die Marquise brach das Schweigen zuerst.

„Sie haben edel und würdevoll gehandelt, Herr Herzog; Sie mußten aus Achtung gegen mich und meine Tochter so sprechen, ich danke Ihnen dafür; aber Sie wissen es nun, und zwar in einer Weise, daß Sie nicht daran zweifeln können, Ihr Sohn liebt meine Tochter Amaranthe nicht.“

„Ich gestehe das, aber . . .“

„Soll er gezwungen werden, sie zu heirathen?“

„Unbedingt.“

„Bedenken Sie es wohl, Herr Herzog, wir setzen das Glück der beiden jungen Leute auf das Spiel.“

„So sprechen Sie?“

„Warum nicht?“

„Nun, wenn Sie meinem Sohne verzeihen, so habe ich nichts weiter zu sagen.“

„Man muß über solche Angelegenheiten stets mit Ruhe sprechen.“

„Das wollen wir thun.“

„Wir sind der lebendige Beweis, werther Herzog, daß man die Hand ohne das Herz nicht geben darf.“

„Nun?“

„Wenn eine Andere das Herz Ihres Sohnes gewonnen hätte . . .?“

„Das ist nicht möglich.“

„Das sagen Sie und Sie sind kaum dreißig Jahre alt?“

„Wer kann wissen, daß das Herz meines Sohnes nicht mehr frei sei? Sind Sie vielleicht näher unterrichtet?“

„Wer weiß!“

„Liebt mein Sohn vielleicht Sie selbst?“

„Warum nicht?“

„Und lieben Sie ihn?“

„Wenn dies der Fall wäre, wenn ich ihn liebte,“ antwortete die Marquise, „würde ich jedenfalls nicht so ungeschickt sein, ihn meiner Tochter zum Gemahl geben zu wollen.“

„Das ist mir jetzt zu fein; wenn ich eine Frage an Sie richten dürfte, wenn ich das Recht hätte . . .“

„Nehmen Sie sich dieses Recht.“

„Ich verlange es nicht.“

„Ich gewähre es Ihnen . . . Also, wenn Sie eine Frage an mich zu richten hätten . . .?“

„So würde ich Sie ganz einfach fragen, ob Sie jetzt mich oder ihn lieben?“

„Es scheint mir, lieber Herzog, als beschäftigt wir uns weit mehr mit uns, als mit unsern Kindern . . .“

„Ich gestehe das, aber . . .“

„Da kommt Amaranthe, sie wird die Frage weit leichter entscheiden können. Was werden Sie sagen, wenn sie Ihren Sohn nicht liebt?“

„Und Sie, Madame?“

„Immer wir!“

Amaranthe stand bald im hochzeitlichen Puge zwischen ihrer Mutter und dem Herzoge.

„Liebes Kind,“ sagte die Mutter zu ihr, „ich finde Dich recht traurig . . . An einem Hochzeitstage . . .“

„Ich bin vielleicht etwas überrascht . . .“

„Jedermann will Dein Glück, liebes Kind.“

„Es fällt Niemandem ein, Sie zu einer Heirath zu zwingen, die Ihrer Neigung nicht entspricht,“ setzte der Herzog hinzu.

„Ach, Herr . . .“

„Noch ist es Zeit, meine Tochter, noch kannst Du Dich erklären. Constantin, der sich nicht gegen Deinen Willen mit Dir verheirathen will, hat mich diesen Morgen, vor einem Augenblicke, beauftragt, Dich zum letzten Male um Deine Einwilligung zu bitten.“

„Er hat Ihnen dies aufgetragen? Zweifelt er?“

„Das nicht, er ist aber sehr gewissenhaft.“

„Erlauben Sie, daß ich meines Theils . . .“

„Unterbrechen Sie mich nicht, Herr Herzog . . . Er wird es nicht übel deuten, wenn ich das Jawort zurücknehme, das ich in Deinem Namen gegeben habe, wenn Du es ihm nicht durch Deinen aufrichtigen Wunsch bestätigst, ihm angehören zu wollen . . .“

Amaranthe antwortete nicht.

„Ich will Dich keineswegs auffordern,“ fuhr die Marquise fort, „von Deinem Entschlusse abzugehen. Constantin ist ein sehr hübscher und herzenguter junger Mann, den ich sehr gern meinen Sohn nennen würde.“

„Ich werde ihn heirathen, liebe Mutter.“

„Wirst Du ihn auch glücklich machen?“

„Ja, Mutter.“

„Du wirst mir auch nie den Vorwurf machen, ich hätte Dich zu der Wahl bestimmt?“

„Nein, Mutter.“

„Mein Sohn,“ fiel der Herzog ein, „ist lebhaft, bisweilen wohl auch heftig und barsch, überlegen Sie das wohl.“

„Schildern Sie ihn nicht zu schwarz,“ entgegnete Amaranthe; „das sind Eigenschaften der Jugend.“

„Ich kann auch nicht für seine Treue bürgen,“ fuhr der Herzog fort.

„Ich werde ihn durch Liebe zu fesseln suchen.“

„Dennoch wird er Ihnen entslüpfen.“

„Herr Herzog,“ flüsterte die Marquise dem Sprechenden zu, „Sie scheinen nicht den richtigen Weg zu wählen, um ans

Ziel zu gelangen. Einmal liegt Ihnen sehr viel an dieser Heirath und jetzt, da die Verbindung stattfinden soll . . .“

Der Herzog that, als höre er diese Worte nicht, und fuhr fort:

„Ich muß es Ihnen mit aller Offenheit sagen, Mademoiselle, daß mein Sohn die Verbindung mit Ihnen abbrechen will, ja, gegen meinen Rath, gegen meine Vorstellungen, gegen meine Drohungen . . .“

„Und was wünschen Sie, Herr Herzog?“ fragte die Marquise leise.

„Ich wünsche,“ entgegnete der Herzog laut, „daß Mademoiselle uns sage: Constantin ist der Mann, den ich allen andern vorziehe, und deshalb heirathe ich ihn.“

Amaranthe, die bis dahin durchaus nicht verrathen hatte, was in ihrem Herzen vorging, antwortete:

„Ich kann den Mann, der mit mir brechen will, unmöglich vorziehen. Ich gebe ihm deshalb gern sein Wort zurück.“

„Sind Sie nun zufrieden, Herr Herzog?“ fragte die Marquise.

„Ich? Warum sollte ich zufrieden sein? Und Sie, Madame? frage ich.“

„Ich bin sehr wohl und mit Allem zufrieden,“ antwortete die Marquise halblaut, „nur mit Ihnen nicht, werther Herzog.“

Während der hier eintretenden Pause erschien Constantin wieder, der zu dem Herzoge sagte:

„Lieber Vater, ich habe eben gegen die Achtung gefehlt, die ich Ihnen schuldig bin, und ich bitte Sie auf meinen Knien, mir zu verzeihen. Um diese Verzeihung noch mehr zu verdienen, bitte ich Sie, Vater, und Sie, Frau Marquise, meine Weigerung, die Hand der Mademoiselle Amaranthe anzunehmen, für nicht gesprochen anzusehen. Ich habe nachgedacht, mich mit unserm Freunde Chatillon besprochen, der mir den Schritt, den ich jetzt thue, ebenfalls gerathen hat, und ich erlaube mir, von Neuem um die Hand der Mademoiselle Amaranthe zu bitten, wenn sie mich ihrer noch würdig hält.“

„Sie ist frei,“ antwortete die Tochter der Marquise mit stolzer Kälte, und verbeugte sich, um sich zu entfernen.

Die Uebrigen wollten auch fortgehen, als Chatillon, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, mit schnellen Schritten herbeikam.

„Ich habe den Notar so lange als möglich hingehalten,“ sagte er, „aber nun weiß ich nicht mehr, was ich noch vornehmen und sagen soll. Er will fort, denn er hat in der Nähe noch andere Heirathscontracte zu entwerfen, wie er sagt. Darf er gehen? Sind Sie entschlossen, wieder nicht zu heirathen?“

Niemand antwortete.

„Seltsam,“ dachte Chatillon. — „Also morgen?“ fragte er laut.

Auch darauf erhielt er keine Antwort.

„Wollen Sie gar nicht heirathen?“ fragte er mürrisch. „Sie sehen alle vier aus, als kämen Sie von einem Leichenbegängnisse.“

Um die Verwirrung vollständig zu machen, brauchte nur Boisreger noch zu kommen, und er erschien auch zur rechten Zeit, um die letzte Frage Chatillons zu hören.

Chatillon, der durchaus eine Heirath zu Stande bringen wollte, setzte hinzu: „Da fällt mir etwas sehr Komisches ein. Vielleicht kommen wir so zum Ziele.“

Er nahm den Arm Amaranthens und gab denselben dem Herzoge, dann führte er Constantin und die Marquise zusammen und endlich fragte er:

„Ist die Eintheilung in dieser Art ansprechender? Kann in dieser Weise eine Heirath zu Stande kommen?“

Die beiden Paare sahen einander lächelnd an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Giftmischerei im siebzehnten Jahrhundert.

Unter die Opfer der Giftmischerei zu der Zeit, als dieses Verbrechen in Europa so häufig vorkam, gehört auch Henriette von England, Herzogin von Orleans. Daß sie an Gift starb, scheint keinem Zweifel zu unterliegen, obgleich die Ursachen ihrer Ermordung, so wie die Thäter von einem dunkeln Schleier umhüllt sind, der nicht ganz gehoben werden kann.

Henriette Anna von England war die Tochter Karl I. und seiner Königin Henriette Marie und ein Kind der Trübsal von der Wiege an. Als ihr Vater durch die Truppen des Parlamentes von Ort zu Ort getrieben wurde, begleitete ihn seine Königin unter allen Gefahren und auf allen Wanderungen mit Heldennuth und aufopfernder Liebe, und verließ ihn nur, als die Zeit ihrer Entbindung heranrückte, um in der treuen Stadt Exeter eine Zuflucht zu suchen. Sie trennten sich nach einem zärtlichen Abschiede, der ihr letzter sein sollte. In Exeter kam die Königin in so große Noth, daß sie, ohne die Unterstützung der Königin von Frankreich, die bei ihrem Zustande durchaus notwendigen gewöhnlichen Bequemlichkeiten entbehrt haben würde. Am 16. Juni 1644 wurde ihre Tochter Henriette geboren. Der Graf von Essex rückte um diese Zeit an der Spitze eines Heeres des Parlamentes gegen Exeter und die arme Königin sah sich zur Flucht genöthiget, noch ehe sie sich von ihrer Entbindung erholt hatte. Siebzehn Tage später überließ sie ihre kleine Tochter der Pflege der Gräfin von Morton und fand Mittel, trotz der Wachsamkeit der feindlichen Krieger, die Küste zu erreichen. Hier bestieg sie ein kleines Schiff, das bis an die französische Küste verfolgt und beschossen wurde.

Bei ihrer Ankunft in Paris wurde sie anfänglich mit den Ehrenbezeugungen empfangen, welche der Tochter Heinrichs IV. gebührten, sowie, scheinbar wenigstens, mit der Liebe, auf welche sie bei der königlichen Familie von Frankreich, ihren nahen Verwandten, mit Recht Anspruch machen konnte. Bald darauf brachen indeß die Unruhen der Fronde aus und die Volkspartei wurde von den königlichen Truppen in Paris belagert. In

dieser Zeit wurde sie nicht bloß von dem Pöbel insultirt als Mitglied der königlichen Familie von Frankreich, sie gerieth auch in solche Dürftigkeit, daß sie, wie sie selbst erzählt, das Parlament um Almosen bitten mußte, damit sie nur ihr Leben durchbrächte. In dieser traurigen Lage erhielt sie die erschütternde Nachricht von dem tragischen Tode ihres Gemahls, und als sie sich einigermaßen gesammelt und erholt hatte, begab sie sich in ein Kloster, wo sie ihre Zeit der Erziehung ihrer Kinder widmete, da Lady Morton ihr noch vorher ihre Tochter Henriette überbracht hatte. Auch dieser Zufluchtsort schützte sie nicht vor der Wuth des aufgeregten Pöbels, und sie kehrte der Sicherheit halber in ihre frühere Wohnung im Louvre zurück. Der junge König und die königliche Familie hatten sich genöthigt gesehen, die Hauptstadt zu verlassen, in welcher in Folge des Bürgerkrieges große Noth herrschte. Die Königin von England war damals von allen Mitteln des Unterhaltes so entblößt, daß sie der Cardinal von Reg, als er sie einst besuchte, in dem Zimmer ihrer Tochter und die Prinzessin im Bett fand. „Sie sehen,“ sagte die Königin, „daß ich Henrietten hier Gesellschaft leiste, denn das arme Kind kann nicht aufstehen, da wir nicht mehr haben, wovon wir uns Feuer verschaffen könnten.“ — „Die Nachwelt,“ sagt der Cardinal, „wird es kaum glauben, daß die Enkelin Heinrichs IV., in dem Louvre, im Januar kein Holz hatte, um sich zu wärmen.“ Die Noth der unglücklichen Königin endigte erst mit ihrem Leben. Zwar erlebte sie die Thronbesteigung ihres Sohnes noch, aber sein Benehmen war in vielfacher Hinsicht eine Quelle des Grams und der Besorgnis für sie, und nachdem sie sich eine Zeitlang in England aufgehalten hatte, beschloß sie, ihr Leben in ihrem friedlichen Kloster bei Paris zu beschließen, wo sie auch, in ihrem fünfzigsten Jahre, 1669 starb.

Die junge Prinzessin von England, die in großer Zurückgezogenheit und in der Schule der Noth erzogen war, verrieth einen Charakter, den man in den höchsten Kreisen der Gesellschaft nicht oft findet. Sie zeichnete sich durch die Sanftmuth ihres Temperaments und ihre unerheuchelte Demuth aus. Ihre jugendliche Anmuth und Schönheit, ihr freundliches, liebenswürdiges Wesen und ihre hohe Bildung machten sie zu einer Zierde des Hofes und erinnerten an ihre unglückliche Ahnfrau, Maria Stuart. Ihre Mutter und Anna von Oesterreich, die Mutter Ludwigs des XIV., sollen den Wunsch gehegt haben, der junge König möchte sich mit ihr vermählen, er hatte aber in diesen Plan nicht eingehen wollen, weil die Prinzessin noch zu jung sei. Bald nachher machte die Königin Mutter der Königin von England den Antrag, die Prinzessin sollte ihren zweiten Sohn, Philipp, Herzog von Orleans, heirathen. Diese Verbindung fand Beifall, und am 31. März 1661 wurde das junge Paar in der Kapelle des Palais Royal getraut.

Vor der Vermählung behandelte der Herzog seine Verlobte mit der eifrigsten Galanterie und seinen Aufmerksamkeiten, sagt

die Frau von Lafayette, fehlte nichts als — die Liebe; „freilich,“ sagt sie hinzu, „vermochte kein Weib in der Welt das Wunder zu thun, dem Herzen dieses Prinzen Liebe einzulösen.“

In der Verbindung mit einem solchen Manne war ein Grad von Umsicht und Weltkenntnis nöthig, welche die junge Herzogin bei der Art ihrer Erziehung sich nicht hatte erwerben können. Sie war heiter, unerfahren, hingebend, versiel in Unvorsichtigkeiten, die Verdacht erregten, und wurde in die Intriguen der verborbenen und selbstsüchtigen Herren und Damen vom Hofe verwickelt, die sie zu Handlungen verleiteten, welche sich nicht mit den Schilderungen vereinigen lassen, die alle Zeitgenossen von ihr gegeben haben.

Ein junger Edelmann vom Hofe, der Graf von Guiche, stand damals in hoher Gunst bei dem Herzoge von Orleans, der ihn bei der Herzogin einführte und derselben empfahl. Der Graf war sehr schön, in seinem Benehmen und seiner Kleidung höchst elegant und Meister in dem Liebesgeplauder, das damals die elegante Conversation bildete. Die Herzogin fand Gefallen an der Gesellschaft dieses vollendeten Cavaliers, während er sich ernstlich in die junge reizende Frau verliebt zu haben schien, mit der er ungestört zusammenkommen durfte. Sein Benehmen und seine Sprache verriethen bald wärmere, aber weniger achtungsvolle Gefühle und der Zustand seines Herzens, welcher dem unerfahrenen Auge des Gegenstandes seiner Wünsche unbemerkt blieb, entging den geübtern Blicken der Mademoiselle von Montalais, einer ihrer Fräuleins, nicht. Der Graf fand indes Mittel, die Gewogenheit dieser Dame sich zu gewinnen und statt ihre Gebieterin vor ihm zu warnen, begünstigte und förderte sie seine Pläne, ja unternahm es sogar, die Herzogin zu vermögen, Briefe von ihm anzunehmen. Dies lehnte die Herzogin anfangs ab, aber durch die listige Montalais ließ sie sich endlich doch bereben, nicht bloß die Briefe des Grafen anzunehmen, sondern sie sogar zu beantworten, ja ihm selbst mehrere Rendezvous zu gestatten.

Eine dieser geheimen Zusammenkünfte ist in den höchst merkwürdigen Bruchstücken der Originalbriefe der Charlotte Elisabeth von Baiern, der zweiten Gemahlin des Herzogs von Orleans, erwähnt. „Eines Tages,“ schreibt sie, „ging Madame (die Herzogin), entweder um ihre Kinder zu sehen, oder um ungestört mit dem Grafen von Guiche sprechen zu können, in die Zimmer der Frau von Ch.. Sie hatte einen Kammerdiener, Launois, der auf der Treppe bleiben mußte, um es zu melden, wenn der Herzog erscheinen sollte. Launois trat schnell in das Zimmer und rief: „Der Herzog kommt die Treppe herunter und ist schon ganz nahe.“

(Fortsetzung folgt.)



